

五

Joachim B. Schmidt
Kalmann und der
schlafende Berg

ROMAN

BÜCHERGILDE
GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de
Mit freundlicher Genehmigung
des Diogenes Verlags, Zürich
Copyright © Joachim B. Schmidt, 2023
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2023
Diogenes Verlag AG, Zürich
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2024
ISBN 978-3-7632-7530-4

*Für meine größten Schätze
Heiðís Elisabeth und Rögnvald Anton*

Das Land getunkt in schwarze Schatten
Dunklen Nächten geweiht bist du
Der Weg
der Weg
wohin führt er? Voran immerzu.

*Landið sokkið í svartan skugga
Sorta nætur þú vígður ert
Leiðin
leiðin
liggur áfram en hvert?*

*Jónas Friðrik Guðnason
Lyriker, 1945–2023*



I

Sarg

Ich wünschte, mein Vater hätte mir diesen Brief nie geschrieben. Ich wünschte, er hätte mich und meine Mutter in Frieden gelassen, damit wir in Ruhe hätten Filme gucken und Pizza essen können, nur sie und ich. Wir schlugen uns gut durch die regnerischen Sommertage und die stürmischen Herbstabende hier oben im Nordland und unsere Trauer, die gehörte nur uns. Wenn mein Vater diesen Brief nie geschrieben hätte, dann hätten mir die FBI-Beamten nicht den Arm verdreht und mein Gesicht auf die Motorhaube des schwarzen Cherokee-Jeeps geknallt. Und das Silvesterfeuerwerk in Raufarhöfn hätte ich auch nicht verpasst. Das habe ich nämlich noch nie verpasst, das ist hier Tradition, und Traditionen sind wichtig, auch wenn man manchmal gar nicht mehr weiß, wie sie angefangen haben.

So wie diese Geschichte. Sie fängt vielleicht mit dem Brief meines Vaters an, eine E-Mail bloß, die meine Mutter auf der Arbeit ausgedruckt und mit nach Hause gebracht hatte, was letztendlich dazu führte, dass ich vom FBI verhaftet wurde.

Hatte ich geschrien? Oder war ich stumm geblieben? Ich hasse es, wenn mein Verstand einen Taucher macht wie ein Schiff hinter einer Monsterwelle. Es hat nie etwas Gutes zu bedeuten. Wenn wenigstens meine Mutter da gewesen

wäre. Sie hätte den Beamten die Sache erklären können, ganz bestimmt. Aber jetzt war ich hier, mutterseelenallein, viertausendsiebenhundert Kilometer von Island entfernt, in einem winzigen Raum, der außer drei unbequemen Stühlen und einem kleinen Tisch nichts hatte, kein Fenster, keinen Fernseher, keine Bilder – ein Sarg, und ich war eingesperrt, Deckel zu. Peng. Tief vergraben und bald vergessen.

Wie Großvater.

Es war natürlich kein Sarg, sondern ein Verhörraum in einem riesigen Gebäude vom FBI, ein richtiger Klotz. Ich hatte ganz schön gestaunt, als wir im Cherokee-Jeep darauf zugerast waren. Klar hatte ich schon Häuser gesehen, die sogar noch größer sind, zum Beispiel die Kirche in Reykjavík oder das Hotel in *Kevin, allein in New York* – den Film kenne ich auswendig. Aber bei diesem Klotz hier hatte ich das Gefühl, dass er im Boden versinken würde. Er war braun und schwer wie die Basaltsteine der Melrakka-slétta und so groß, dass man alle Bewohner von Raufarhöfn in Einzelzimmern darin hätte unterbringen können. Das muss man sich einmal vorstellen: sämtliche Einwohner in einem einzigen Haus, mit Schule und Laden und Gemeindegemeinschaftssaal und Tankstelle und allem! Aber hier war niemand aus Raufarhöfn, und darum fühlte ich mich so einsam wie nie zuvor.

Früher habe ich geglaubt, dass der einsamste Ort der Welt im Schulzimmer ist, in der hintersten Reihe, da, wo man ganz allein am Tisch sitzt und nicht begreift, was der Lehrer vorne der Klasse erklärt. Alle hören aufmerksam zu oder schreiben etwas auf, werfen dir manchmal Blicke nach hinten, froh darüber, dass es jemanden gibt, der blöder ist

als man selbst. Niemand möchte der Dümme sein. Aber jemand *muss* der Dümme sein, und wenn man so ist wie ich, ist es das Klügste, es nicht abzustreiten.

Ein Lehrer sagte einmal, dass man das Wissen selbst mit einem Hammer nicht in meinen Schädel hämmern könne. Sigfús war das, eigentlich war er der Rektor in unserer Schule. Aber an dem Tag war unsere Lehrerin krank, und Sigfús musste einspringen.

Jetzt ist er schon alt, aber nicht so einfach totzukriegen, geht langsam und mit kleinen Schritten durchs Dorf. Er stützt sich auf Skistöcke ab, sogar im Hochsommer, denn damit kann er Küstenseeschwalben und Touristen vertreiben. Heute ist er nicht mehr so gemein zu mir, sondern ganz nett eigentlich, als habe er völlig vergessen, dass ich ihn damals mit meiner Dummheit fast zur Verzweiflung gebracht habe. Einmal warf er ein dickes dänisches Wörterbuch über die Köpfe meiner Mitschüler hinweg nach mir. Aber weil ich mich im letzten Moment duckte, prallte das Buch an die Weltkarte hinter mir an der Wand. Zurück blieb ein Loch im Atlantischen Ozean. Weil ich der Einzige war, der das lustig fand, schickte mich Sigfús vor die Tür, und da machte ich wohl etwas kaputt, schlug die Glasvitrine mit den ausgestopften Vögeln ein und ließ sie fliegen, die Brandeule, den Goldregenpfeifer, den Papageitaucher, die Bekassine, so genau weiß ich das gar nicht mehr. Aber den Raben fasste ich nicht an, ganz bestimmt nicht. Diese Räuber machen mir nämlich Angst, weil sie hinterlistig und gerissen sind, wahrscheinlich klüger als Sigfús, auch wenn sie nicht Dänisch können. Raben mögen den Tod, fressen gern Aas. Wie Grönlandhaie oder Polarfüchse oder See-

wölfe. Dabei sind Seewölfe gar keine richtigen Wölfe, sondern Fische. Sie sind gestreift oder gefleckt und eigentlich zu dick geratene Aale. Der Seewolf ist wahrscheinlich das hässlichste Tier im großen weiten Nordmeer. Seine Fresse ist so scheußlich, dass selbst der beste Zahnchirurg einen Schrecken bekäme. Aber alles hat seinen Sinn, vor allem in der Natur, und darum braucht es im Meer keine Zahnchirurgen, die gibt es nur bei uns, denn der Mensch ist das einzige Tier, das die Zähne dazu benutzt, um freundlich zu lächeln.

Glücklicherweise musste ich nach der Sache mit den ausgestopften Vögeln erst einmal nicht mehr in die Schule. Großvater nahm mich aufs Meer mit, damit ich ihm helfen konnte, Haie zu fangen, Köderstücke an die Haken zu speißen und am Steuer zu stehen, wenn er unten in der engen Kajüte oder ausgestreckt auf dem Deck ein Nickerchen machte. Dabei hätte ich wie jedes andere Kind in die Schule gemusst. Das ist nämlich das Gesetz. Aber das war mir damals noch nicht klar. Großvater sagte, dass ich hier draußen viel mehr lerne als im Schulzimmer, denn Buchstaben könne man nicht essen.

Als ich dann doch wieder die Schulbank drückte, musste ich gleich am ersten Tag nachsitzen, bis es dunkel wurde. Bis Großvater plötzlich im Türrahmen stand, geduckt, bebend. Daran erinnere ich mich gut, weil ich ihn noch nie zuvor im Schulzimmer gesehen hatte. Er wollte von Sigfús wissen, ob er eigentlich einen Schaden habe, und Sigfús, der von seinem Lehrerstuhl aufgesprungen war, erklärte, er habe nur helfen wollen, Privatunterricht eben, damit ich das Schuljahr nicht noch einmal wiederholen müsse. Aber

Großvater entgegnete, man könne ein Jahr gar nicht wiederholen, niemand könne das, ein Jahr könne nur einmal gelebt werden, danach sei es vorbei. Punkt. Und damit war meine Karriere als Schüler beendet.

Jetzt gerade wäre es mir völlig egal gewesen, wenn ich im Schulzimmer in Raufarhöfn hätte nachsitzen müssen, denn überall anders war es besser als in diesem Sarg beim FBI. In der Schule hätte ich wenigstens zum Fenster hinausschauen und Halldór dabei beobachten können, wie er auf dem Parkplatz Schnee schaufelte oder sich auf der Schaufel abstützte, weil er sich mit jemandem über den Schnee unterhielt. Und nach dem Nachsitzen hätte ich mit den anderen Kindern in der Pallabrekka Schlitten fahren oder eine Schneeballschlacht machen können. Ich gegen alle, bis einer geheult hätte, das war nämlich immer so. Man hätte mich nach Hause geschickt, aber ich wäre durchs Dorf gestreunt, bis ich Großvater irgendwo aufgespürt hätte, unten am Hafen vielleicht oder beim Trocknungshäuschen. Großvater war es meistens egal, dass die Leute über mich schimpften. Und außerdem wäre er noch am Leben gewesen.



Dakota Leen

Der groß gewachsene FBI-Agent, der mich festgenommen, in die Zentrale gefahren und hier sitzen gelassen hatte, steckte seinen Kopf zur Tür herein und fragte mich, ob ich Durst oder Hunger habe, und ich bestellte eine Cola.

Ich kenne das. Wenn man verhört wird, darf man ein Getränk bestellen. Das ist das Gesetz.

Eine halbe Ewigkeit später ging die Tür wieder auf, aber diesmal erschien eine junge FBI-Agentin, die ich noch nie gesehen hatte, weder bei der Festnahme noch als wir durch das riesige Gebäude gegangen sind. Ich hätte sie ganz bestimmt nicht übersehen, obwohl sie eher klein war. Aber sie war sehr hübsch und jünger als ich, und ihre Haut war schwarz, aber nicht so schwarz wie ihr Haar, das zu ein-tausend kleinen Zöpfen geflochten und am Hinterkopf eng verknotet und hochgesteckt war. Sie trug auch keine kugelsichere Weste wie ihre Kollegen im Cherokee-Jeep, war nicht mal bewaffnet, ihr Pistolenholster war leer. Unter ihren linken Arm hatte sie einen Laptop geklemmt und unter ihren rechten ein Notizbuch, in den Händen hielt sie einen bis zum Rand mit Kaffee gefüllten Pappbecher und eine Cola-Dose. Sie blieb in der Tür stehen und starrte mich einen Moment an, presste den Laptop fest an sich.

»Hello Kalmann«, sagte sie und nickte mir flüchtig zu.
»Can I call you Kalmann?« Mit dem Fuß gab sie der Tür einen Stoß, ohne auch nur einen Tropfen aus ihrem Pappbecher zu verschütten. Dann blieb sie unschlüssig stehen.
»Brauchst du einen Dolmetscher, jemanden, der das Gespräch übersetzt?«, fragte sie mich auf Englisch.

Ich schüttelte den Kopf und sagte, um ihr klarzumachen, dass ich sie gut verstand: »No need to worry.«

»No need to worry«, echote sie und lächelte erleichtert.
»Hat dir dein Vater Englisch beigebracht? Er ist Amerikaner, nicht wahr?«

»Nein«, sagte ich. »*Dr. Phil*.«

»*Dr. Phil*, die Talkshow?«

»Und *The Bachelor*, *Top Gear*, *Gilmore Girls* –« Ich verstummt abrupt, denn das mit den *Gilmore Girls* hätte ich eigentlich nicht verraten wollen. Ich schaute diesen Frauenkram schon lange nicht mehr.

»I love *Gilmore Girls*!«, sagte die FBI-Agentin und beugte sich über den Tisch, um all ihre Sachen abzulegen, was wohl gar nicht so einfach war. »I'm agent Dakota Leen, but you can call me Dakota or Cody.«

Ich beschloss, dass ich sie Dakota Leen nennen würde, schließlich war sie eine richtige FBI-Agentin.

»Und der andere?«, fragte ich.

Sie warf einen Blick zur Tür.

»Mr. García? Was soll mit ihm sein?«

»Er hat gesagt, er werde sich noch um mich kümmern.«

»Willst du, dass *er* dich befragt?«

»Lieber nicht.«

»Gut.« Sie klappte ihren Laptop auf und legte das Notiz-

buch sowie einen Kugelschreiber daneben, alles ganz ordentlich. Ihr Hemd war bis oben zugeknöpft.

Das Licht des Laptops warf einen blauen Schimmer auf ihr Gesicht, das ständig neugierig zu sein schien. Dakota Leen tippte etwas ein.

»Just a minute«, sagte sie, stand abrupt auf und ging Mr. García holen, der sich über den Laptop beugte und ihr erklärte, wo das Programm zu finden sei, wo sie den Code eingeben, Kamera und Mikrofon anklicken müsse, hier und hier, aber zuerst müsse sie noch den Raum auswählen – wir waren in der Vier – er werde es ihr nicht wieder zeigen.

»Got it.« Dakota Leen räusperte sich, und jetzt weiß ich, dass auch Menschen mit schwarzer Haut ein rotes Gesicht bekommen können, man muss aber schon genau hinschauen.

»You can do it!« Mr. García legte seine Hand auf ihre Schulter, schaute dabei aber mich an, starrte richtiggehend, als habe er mich eben erst bemerkt, und wie durch Zauberei spürte ich seine Hand auch auf meiner Schulter liegen. »Es gibt für alles ein erstes Mal, nicht wahr?« Er zwinkerte mir abschließend zu und verließ den Raum, warf die Tür hinter sich ins Schloss, und Dakota Leen strich mit der Hand über ihre Schulter und atmete gepresst aus. Ich gönnte mir ein paar Schlucke aus der Cola-Dose.

»Januar, der sechste, zwanzig-zwanzig, nein, Unsinn, wir haben schon zwanzig-einundzwanzig! Ich bin Agentin Dakota Sage Leen, zwölf, null, zwei, elf. Ich spreche mit –«, sie schaute mich plötzlich ganz direkt an, und weil ich wie ausgeknipst zurückstarrte, die Cola-Dose auf halber Höhe haltend, ergänzte sie: »Please state your name!«

»Kalmann«, beeilte ich mich zu sagen und unterdrückte einen Rülps. »Óðinsson.«

Wieder tippte sie auf der Tastatur herum und ich fasste Mut.

»Kann ich dich etwas fragen?«

Sie nickte.

»Natürlich.«

»Bin ich verhaftet?«

Dakota Leen lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und wippte ein wenig mit der Rückenlehne, dabei spannte sich ihr Hemd über der Brust. Ich tat mein Bestes, nicht hinzugucken.

»Denkst du, dass du verhaftet bist?«

Eine Frage beantwortet man nur dann mit einer Frage, wenn man die Antwort selbst nicht weiß. Also zuckte ich mit den Schultern und widmete mich der Cola-Dose. Sie war größer als die in Island, ansonsten identisch. Ich führte sie an die Lippen und trank sie bis auf den letzten Tropfen leer.

»Kalmann.« Dakota Leen beugte sich vor. »Du musst mir bloß ein paar Fragen beantworten, in Ordnung?« Ich nickte. »Fangen wir gleich an. Was hattest du da draußen zu suchen?«

Ich dachte an meinen Vater und bekam einen Kloß im Hals, als würde ich durch einen Strohhalm atmen. Meine Hände versteiften sich und die Cola-Dose bekam eine Delle.

»Ich habe sie gesucht.«

»Wen hast du gesucht?«

Ich presste die Dose noch fester zusammen.

»Sie waren plötzlich alle weg. Mein Vater, Onkel Bucky, sogar Sharon, da waren so viele Leute, und ich wurde rumgeschubst, und meinen Cowboyhut habe ich auch verloren.«

»Und wo sind sie jetzt, dein Vater, Onkel Bucky und Sharon?«

Ich machte die Dose mit beiden Händen so platt, als wäre ein Lastwagen über sie hinweggefahren. Dakota Leen rutschte mitsamt ihrem Stuhl ein wenig vom Tisch weg und ließ mich dabei nicht aus den Augen.

»Bin ich verhaftet?« Ich wiederholte die Frage leise, und die FBI-Agentin seufzte.

»Nein, Kalmann, du bist *nicht* verhaftet. Du kannst jederzeit gehen. Da ist die Tür. Sie ist nicht abgesperrt. Aber ich bin die Einzige, die dir jetzt helfen kann. Darum musst du mir ein paar Fragen beantworten, verstehst du? Es gibt nämlich ganz viele Dinge, die ich nicht weiß. Die nur du weißt. Und danach helfe ich dir, deine Leute zu finden. Deal?«

Ich willigte ein, und damit begann das Verhör. Es war aber nur der Anfang eines stundenlangen Gesprächs, ich hatte also einen miserablen Deal gemacht. Doch das wusste ich zu dem Zeitpunkt noch nicht. Ich erzählte der FBI-Agentin, dass wir den Präsidenten hatten besuchen wollen, um danach mit ihm einen Spaziergang zu machen. Aber der Präsident sei gar nicht mitgekommen, obwohl er es versprochen habe.

»Versprechen darf man nicht brechen«, erklärte ich ihr und musste an die wütende Menschenmenge denken, die vielleicht deswegen enttäuscht war, weil so viele Versprechen nicht eingehalten worden waren.

Es gibt fast nichts Schlimmeres als die Enttäuschung, denn sie macht so vieles kaputt, das Vertrauen und die Vorfreude, den Frohmut und die Hoffnung. Und wo sich Enttäuschung ausbreitet wie Dürre, flammt die Wut auf. Das versuchte ich der FBI-Agentin zu erklären, aber sie schaute mich nur nachdenklich an und sagte kein Wort.



3

Großvater

Nimmst du das Gespräch eigentlich auf?«

»Der Raum ist mit allem ausgestattet. Mikrofon und Kamera.« Dakota Leen machte eine ausschweifende Armbewegung. »Zurück zu meiner Frage. Was hattet ihr eigentlich vor? Wolltet ihr wirklich reingehen?«

»Ich nicht, die anderen schon. Zur Sicherheit könntest du das Gespräch mit einem iPhone aufnehmen. In Island macht man das immer so.« Ich musste an Birna denken, die wahrscheinlich die beste Polizeikommissarin der Welt ist, und schaute mich verstohlen um. Links oben unter der Decke war ein rundes Glas angebracht, das so groß wie das Ei der Eiderente war, aber ganz schwarz.

»Ja, da ist *eine* Kamera. Kalmann, was ist dann passiert?«

»Und das Mikrofon?«

»Überall im Raum. Mach dir darüber keine Sorgen. Kalmann, bitte erzähl mir, was passiert ist. Hast du deine Leute im Park verloren, schon vor den Treppen?«

»Korrektomundo.«

»Waren sie bewaffnet?«

»Onkel Bucky –« Ich zögerte.

»War Onkel Bucky bewaffnet?«

»Ich bin gar nicht sicher, ob er überhaupt mein Onkel ist«, sagte ich.